



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., W.: Karl von Villers und Frau von Staël

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Karl von Villers und Frau von Staël



Im Oktober 1803 trat Frau von Staël, auf Befehl des Ersten Konsuls aus Frankreich ausgewiesen, ihre Reise in die Verbannung an. Sie war tief unglücklich. Vergebens hatte sie alles gethan, den Beschluß des Allmächtigen abzuwenden. Sie fühlte, daß sie mit unzerreißbaren Banden, mit einer Art „geheimnisvoller Liebe“ an das Land ihrer Geburt gefettet war. Und wohin sollte sie sich wenden? Nach Stalien, nach England, nach Deutschland? Sie entschied sich für Deutschland. Der Gedanke einer deutschen Reise war ihr schon früher gekommen und hatte allmählich Wurzel gefaßt. Sie hatte dabei ein starkes Widerstreben zu überwinden, das aber dem stärkern Zug nach einer wirklichen Kenntniss deutscher Art und Litteratur wich. Ein Hindernis war die Sprache. Sie kannte nur, was von Klopstock, Schiller und Goethe ins Französische übersetzt worden war. Als ihr Goethe im Jahre 1797 seinen Wilhelm Meister zusandte, schrieb sie an einen Freund in Zürich, da sie kein Deutsch verstehe, habe sie bloß den prächtigen Einband bewundern können, und Benjamin Constant habe ihr versichert, sie habe das bessere Teil erwählt als er, der den Roman gelesen hatte. Doch eben in dieser Zeit fängt sie an, „mit Resignation“ das Deutsche zu erlernen, und bald spricht sie von dem „rasenden Eifer,“ womit sie es betreibt. Wilhelm von Humboldt kommt und bietet ihr seine Hilfe an. In ihrem Buche über die Litteratur (1799) weist sie schon ihre Landsleute auf die Gedankenwelt und die überlegne Poesie des Nordens hin, mehr aus einem gewissen Instinkt als aus zureichender Erkenntnis heraus. Doch bald darauf erhält sie einen mächtigen Anstoß durch die Schrift des Lothringers Karl von Villers über Kant (1801), die ihre Aufmerksamkeit auf die neue deutsche Philosophie lenkt.

Villers, der als französischer Offizier den Jakobinern die Wahrheit gesagt hatte und dafür Frankreich verlassen mußte, lebte seit 1797 in Göttingen und von seiner Freundin Frau Dorothea Schlözer-Rodde gefesselt in Lübeck. Mit begeistertem Eifer hatte er sich in die deutsche Litteratur und Wissenschaft eingelebt, war der Gefinnung nach ganz Deutscher geworden, ganz von dem Beruf erfüllt, die neue Welt, die ihm aufgegangen war, seinen Landsleuten zu erschließen. Dieser Beruf wurde das Lebenswerk des Mannes, dem alle, die

ihn kannten, eine hinreißende Liebenswürdigkeit, uneigennütige Hingebung an seine Ideale, ein argloses, kindliches Gemüt nachrühmten. Deutsche Gelehrsamkeit und französischer Esprit, sagte man, seien in ihm harmonisch vereinigt. Sein Buch: *Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale* gedachte er — die Rückkehr war ihm inzwischen erlaubt worden — selbst in Frankreich einzuführen. So kam er im Sommer 1801 nach Paris, aber hier sollte er eine empfindliche Enttäuschung erleben. Er hatte in erster Linie auf Frau von Staël gerechnet. Er kannte sie nicht persönlich, aber er kannte ihre Schriften. Unter ihre Ägide wollte er die neue, von Königberg ausgegangne Lehre stellen. Sie selbst wollte er für deutsche Wissenschaft und Kultur vollends gewinnen, um dann ihre Hilfe „zur Befehrung der frivolen Pariser“ in Anspruch zu nehmen. Nun erfuhr er zu seinem Schmerz, daß Frau von Staël am Genfer See war und nicht vor dem Herbst nach Paris zurückkehrte. Der Hauptzweck seiner Reise, so klagte er in dem ersten Briefe, den er an sie richtete (Lübeck, 25. Juni 1802), sei verfehlt, aber er hoffe, eine fortgesetzte Korrespondenz werde es ihm ermöglichen, sie immer mehr mit der deutschen Litteratur bekannt zu machen, der sie fälschlicherweise Mangel an Geschmack vorwerfe, die vielmehr weit über dem stehe, was man in Frankreich Geschmack nenne. Damit ist die Korrespondenz eröffnet, die sich sofort in den Gegenstand vertieft, der auf beide dieselbe starke Anziehung ausübt, die aber auch sofort auf die Punkte stößt, wo beide auseinander gehn. In ihrer Antwort giebt sie zu: der menschliche Geist, der von Land zu Land zu wandern scheint, hat jetzt in Deutschland seinen Sitz; sie lernt nun das Deutsche mit Eifer, weil sie weiß, daß sie dort neue Gedanken und tiefe Gefühle finden wird. Aber sie bleibt bei ihrem Vorbehalt wegen des Geschmacks, sie spricht den Deutschen die Fähigkeit ab, aus ihren Ideen praktische Ergebnisse zu ziehen, sie tadelt Villers, daß er zu rücksichtslos mit der französischen Gelehrtenwelt umgegangen sei und deren Eigenliebe zu wenig geschont habe. Und vor allem: er selbst müsse nach Paris zurück, müsse Franzose bleiben, er dürfe dem Vaterlande nicht verloren gehn; sie ruft ihn in ihre Nähe, damit er durch seine mündliche Unterweisung sein Apostolat an ihr vollende. Auf die Aufforderung, selbst nach Deutschland zu kommen, entschuldigt sie sich (Coppet, 16. November 1802) mit ihrer Unkenntnis der Sprache, fügt aber bei: „Wenn Sie statt in Lübeck in einer Stadt näher dem Besitztum meines Vaters lebten, so wäre ich versucht, zu Ihnen zu kommen und mit Ihnen die berühmten Männer Deutschlands aufzusuchen.“ Sie dürstet nach Konversation mit ihm und wiederholt ihre Vorwürfe: „Können Sie Frankreich verlassen? Ich bewundere wie Sie den Geist der Deutschen, aber die Erinnerungen der Kindheit, das Vaterland, die liebenswürdigen Franzosen, so klein ihre Zahl sein mag, können Sie die opfern?“

Im Sommer 1803 plant Villers eine neue Reise nach Paris. Dringend

fordert sie ihn auf, den kleinen Umweg über Coppet zu machen. Oder sie hofft, ihn in Paris zu sehen, wie sie ihm am 20. Juli schreibt, oder in der Nähe von Paris, und sie widerspricht seiner Besorgnis, das, was man ihren glänzenden Geist nenne, möchte ihn verwirren: „Der Geist soll nur ein Mittel sein, zum Ziel zu gelangen, und mein Ziel wird, wenn wir uns sehen, kein andres sein, als Ihnen zu gefallen. Wissen Sie, daß ich große Lust habe, eine Reise in Deutschland zu machen? Und wenn Sie nach Frankreich kommen, werde ich meine Reisepläne mit Ihnen verabreden können, unabhängig von dem Verlangen, die berühmten Männer Deutschlands kennen zu lernen.“ Man sieht, im Verlauf des brieflichen Verkehrs, worin sich beide mit Versicherungen gegenseitiger Bewunderung überboten, hat sich ein zwiefacher Gedanke bei Frau von Staël befestigt, ja bis zur Leidenschaft entwickelt: sie muß Villers kennen lernen, und sie ist zugleich entschlossen, nach Deutschland zu reisen. Beides aber hofft sie mit einem Schlag zu erreichen. Sie hat ihre Bedenken gegen die Reise fallen lassen, denn es ist ihr der Einfall gekommen: Villers muß ihr Reisebegleiter sein. Das ist der Vorsatz, mit dem sie einer Begegnung mit ihm entgegenzieht und sich in Gedanken zu einer deutschen Reise rüstet. Das persönliche Interesse, das sie an ihm nimmt, und die Berechnung des Nutzens, den sie von seiner Begleitung haben wird, fließen in eins zusammen. Ob ihr der Plan gelingen wird? Sie selbst ist nicht ohne Zweifel. Denn wie er eine gewisse Scheu vor der persönlichen Begegnung mit ihr hat, so kann auch sie eine leise Besorgnis nicht unterdrücken, daß damit eine Illusion, in die sie sich eingewiegt hat, zerstört werde.

Und nun fährt durch diese Gedanken und Entwürfe plötzlich die starke Faust des Ersten Konsuls. Zu Verabredungen von langer Hand ist jetzt keine Zeit mehr. Der Ausweisungsbefehl zwingt sie, die Reise nach Deutschland sofort anzutreten, und nun hat es das Schicksal so gefügt, daß sie in demselben Augenblick Frankreich verläßt, wo er die Reise nach Paris antritt, um hier den Winter zuzubringen. „Es ist schmerzlich, Sie nicht mit mir nach Deutschland zurückzuführen, und ich versichere Sie, Paris wird ein trauriger Aufenthalt sein, die Fremden ziehn davon, und es wäre besser, einen andern Winteraufenthalt zu wählen.“ Doch da ihre Wege sich kreuzen, soll wenigstens eine kurze Begegnung stattfinden. In Metz, wo Villers Verwandte besucht, will sie „zwei Tage“ mit ihm verplaudern. Hier findet die Zusammenkunft, der beide mit so gespannter Erwartung entgegensehen, wirklich statt, und aus den zwei Tagen werden zwölf Tage (26. Oktober bis 8. November).

Über den Verlauf der Begegnung fehlt es an einem zusammenhängenden Bericht. Dagegen ist über ihr schließliches Ergebnis kein Zweifel möglich. Frau von Staël hat auch von der Persönlichkeit von Villers, den sie im voraus mit Ausdrücken hoher Bewunderung überhäuft hatte, den stärksten Eindruck empfangen, aber ihre Absichten hat sie nicht erreicht. Villers hatte sich eine

Linie vorgezeichnet, von der er sich weder durch Spott noch durch eindringlichste Werbung abdrängen ließ. Mit allen Mitteln ihrer Überredungskunst versuchte sie es noch einmal, ihn zur Mitreise durch Deutschland zu bewegen. Allein vergeblich. Sie schied unbefriedigt, und der Kummer darüber, von Vorwürfen begleitet, zieht sich durch die ganze spätere Korrespondenz. Es scheint, Frau von Staël war schon darüber verstimmt, daß Villers die Reise nach Paris mit seiner unzertrennlichen deutschen Freundin machte. Wie nämlich sie selbst von Benjamin Constant (und ihren Kindern) begleitet war, so reiste Villers in Begleitung von Frau Rodde und deren Familie. Gleich am zweiten Tage nach ihrer Ankunft in Metz schrieb Frau von Staël an Mathieu de Montmorency: „Hier fand ich den interessanten und geistreichen Kantianer Villers, mit einer dicken deutschen Frau von Rodde, zu deren geheimer Anziehungskraft ich noch nicht durchgedrungen bin.“ Daß Villers an seiner unerschütterlichen Freundschaft mit dieser Frau, Schölzers gelehrter Tochter, einen sichern Talisman hatte, der ihn widerstandskräftig gegen jede andre Lockung machte, ist unverkennbar.

Es sind aber noch einige Billets vorhanden, die Frau von Staël während der Metz Tage an Villers richtete. Aus ihnen geht hervor, daß es zu Schmollszenen, zu leidenschaftlichen Ausritten zwischen beiden kam, ohne daß wir den Anlaß näher kennen. Dann bereut die heftige Frau ihre Aufwallung und sucht ihn zu beschwichtigen. Sie kann nicht schlafen, bevor sie ihn verfährt weiß: „Kommen Sie, oder schreiben Sie, daß meine übelangebrachten Scherze mir auch nicht eine Linie von der Zuneigung geraubt haben, auf die ich mit jeder Stunde größern Wert lege.“ Ein andresmal: „Ich versichre Sie, meine gestrige Lebhaftigkeit entsprang der Besorgnis, daß Sie nicht wissen, wie sehr ich in meinen Gefühlen ausschließlich bin, wenn auch mein Wohlwollen aller Welt gehört. Wenn Sie das nicht verstanden haben, so werden Sie es verstehn, Sie müssen es schließlich glauben. Was ich mir vorsetzte, davon habe ich noch immer die andern überzeugt.“

Man kann sich aus diesen Andeutungen immerhin ein Bild machen von der Art, wie Frau von Staël den Freund bestürmte, um seine Gunst warb, in ihn drang, ihn abstieß und wieder heftiger an sich zog. Es giebt aber noch ein briefliches Zeugnis, das den Schleier von diesen intimen Szenen noch um ein kleines lüftet. An Jacobi, den Philosophen, machte Villers mehrere Jahre später eine ganz vertrauliche Mitteilung über die Art, wie Frau von Staël damals in Metz ihm zugesetzt hatte. Wir ersehen es aus einem Briefe Jacobis an Villers aus München, 26. April 1806: „Ich habe mit einem dreifachen Tintenstrich die Stelle Ihres Briefes zugedeckt, die Sie mir, nachdem ich sie gelesen, also zu behandeln befohlen, und ich habe die Anekdote niemand mitgeteilt. Sie ist sehr merkwürdig. Die fragliche Dame hatte mir, nachdem sie sich in Metz von Ihnen getrennt hatte, über Sie mit einem Anteil und einer Eifersucht geschrieben, die mich den Zustand ihrer

Seele und einen Teil ihrer Pläne erraten ließ, aber ich war weit entfernt, alles das, was Sie mir erzählen, für möglich zu halten.“

Weiter ist der Schleier von diesen Szenen nicht gelüftet. Der dreifache Tintenstrich hat das Geheimnis für immer zugedeckt. Immerhin genügt es, um zu verstehn, in welcher Verfassung Frau von Staël in Metz von dem Freunde schied, den sie vergebens an sich zu ketten versucht hatte. Im Augenblick, wo sie die französische Erde verließ, fühlte sie mit erneuter Stärke das Weh, das ihr der Erste Konsul bereitete. Sie sah sich jetzt in ein fremdes Land verstoßen, dessen erste Eindrücke ihr höchst unerfreulich waren. Alles Äußere in Deutschland erschien ihr „wenig ästhetisch.“ Raucherfüllte Stuben, in denen Klavier gespielt und Wäsche getrocknet wird. Vergebens versucht sie, sich an der Hand Jean Pauls, den ihr Villers als Reiselektüre empfohlen hatte, daren zu finden, daß in Deutschland so viel Großheit der Gedanken mit solcher Armlichkeit, so viel echtes Gefühl mit solcher Formlosigkeit verbunden ist. Und auf dieser „traurigen Reise,“ bei so abstoßenden Eindrücken, fühlte sie sich allein, von aller Welt verlassen — auch Constant setzte jetzt seine Reise allein fort —, sie fühlte sich ohne Freund, ohne Führung, ohne Unterweisung, die ihr für die Erreichung ihrer Zwecke in Deutschland vom höchsten Wert gewesen wäre. Wie wird sie sich in den Widersprüchen des deutschen Wesens, die ihr auf Schritt und Tritt aufstoßen, zurechtfinden? Gerade ein Mann wie Villers, der Deutschland schon aufs beste kannte, der zwischen beiden Nationen in der Mitte stand, beiden angehörte, beider Vorzüge vereinigte, schien ihr unentbehrlich. Er war wie für sie gemacht. Sie begriff nicht den Eigensinn, mit dem er sich ihr entzog, und sie konnte ihn lange nicht verschmerzen.

Gleich von Forbach aus, am Tage nach ihrer Abreise von Metz, schreibt sie ihm, alles mude sie fremd an. „Frankreich verschwindet, Sie mit ihm, die Sie unsre feinen Formen mit den fremden Vorzügen vereinigen, eine liebenswürdige Mischung, wie ich sie jenseits des Rheins nicht wiederfinden werde. Warum kommen Sie nicht mit mir?“ Und von Frankfurt am 16. Oktober: „Leben Sie wohl, mein lieber Villers, wann sehen wir uns wieder, und warum haben Sie mir ein weiteres Band mit dem Lande, das ich verlassen muß, versagt?“ Drei Tage später: „Warum haben Sie mich aus Metz abreisen lassen, während Sie noch blieben? Gewiß habe ich acht Tage Ihrer Gesellschaft verloren, ganz Deutschland ist mir nicht so viel wert. . . . Man kann hier gar nicht begreifen, daß Sie nicht mit mir reisen.“

In Frankfurt war Frau von Staël wegen der Erkrankung ihrer Tochter genötigt, drei Wochen zu bleiben. Sie selbst fühlte sich von der Reise, und was daran hing, angegriffen. Sie lechzte nach Zuspruch, nach Aufrichtung. Bei ihrer Ankunft in Frankfurt war sie so glücklich gewesen, einen Gruß von Villers vorzufinden, „ich glaubte einen Augenblick in meinem Vaterlande zu sein,“ aber sie verlangt sofort wieder Nachricht von ihm, ein Wort des Trostes. Sie beschwört ihn bei der Freundschaft, die er ihr versprochen habe: „Jedes Wort

von Ihnen ist mir heilig! Schreiben Sie mir, ich habe nur diesen Schrei in meiner Verlassenheit.“

Diesen Brief hat Villers ohne Antwort gelassen, und Frau von Staël hat ihm das nie verziehen. Er hatte einer Unglücklichen den erbetnen Beistand versagt — dieser Vorwurf kehrt jetzt in ihren Briefen immer wieder, und ganz empört ist sie, wie er dann für sein Verschulden nichtige Gründe vorschützt, wie er es mit „Besuchen und andern Dingen von gleicher Wichtigkeit“ entschuldigt. „Ich bin, schreibt sie ihm aus Weimar, verletzt von Ihrem Verhalten gegen mich. Ich ersuchte Sie um einen Dienst in einer unglücklichen Lage. Vielleicht war es anmaßlich in diesem Punkt auf Ihre Freundschaft zu zählen, aber meine Entschuldigung ist das Gefühl, daß ich tausendmal mehr für Sie gethan hätte, wenn ich so glücklich gewesen wäre, Ihnen in einem Unglücksfall dienen zu können. Ich bewunderte Ihren Geist, und ich zählte auf Ihre Zuneigung, davon bleibt mir jetzt die Hälfte. Ich hatte Unrecht, Sie als Kantianer zu behandeln und Ihre Versprechungen der Freundschaft wörtlich zu nehmen.“ Villers Antworten sind nicht erhalten. Jedenfalls war die leidenschaftliche Frau von ihnen nicht befriedigt. „Es ist, so schreibt sie ihm aus Weimar am 28. Dezember, in Ihren Briefen eine Bitterkeit, die mich gereuen läßt, daß sich durch meinen Aufenthalt in Metz Ihre Gesinnung gegen mich geändert hat. Ihre Briefe hatten vor unsrer persönlichen Bekanntschaft nicht diesen Charakter. Und Sie müssen bei einigem Nachdenken zugeben, daß Ihr Verhalten gegen mich nicht von guter Art ist, weder deutsch noch französisch.“ Ihre Ansicht über die Deutschen hat sich inzwischen, wie sie in demselben Briefe schreibt, gründlich geändert. Seitdem sie „ihr Leben mit Goethe, Schiller, Wieland zubringt,“ gefällt ihr Deutschland weit besser. Gleichwohl kann sie es Villers nicht verzeihen, daß er immer seine Vorliebe für Deutschland so unummunden ausspricht. Es sei Unrecht von ihm, in Deutschland zu bleiben, sich ganz zum Deutschen zu machen. Nicht hier sei der rechte Platz für sein Wirken, sondern in Frankreich. „Sie haben Recht, die deutsche Güte und Treue zu preisen, aber bin ich nicht auch ein wenig deutsch, wenn ich fortfahre Sie zu lieben, trotz Ihrer Kränkungen? Und noch einmal: warum verabscheuen Sie mich? Weil ich Sehnsucht nach Ihnen habe? Villers, Ihre Briefe gleichen nicht dem, was Sie mir mündlich gesagt haben.“

Es scheint, daß Villers nicht mehr geantwortet hat. Die Korrespondenz brach ab. Doch das Lebenswerk beider verfolgte andauernd dieselben Zwecke, ihre Schriftstellerei bewegte sich in parallelen Bahnen. So blieben sie sich nahe, obwohl sie sich nicht wieder sahen. Es geschah, daß er gelegentlich ein Wort über sie sagte, und sie über ihn, und immer geschah es mit größter Achtung und Anerkennung, von ihrer Seite mit Wärme, und wie sie später einmal schrieb, „mit einer unauslöschlichen Erinnerung des Eindrucks, den Sie auf mich gemacht haben.“ Villers schrieb inzwischen die Abhandlung über den Unterschied der deutschen und der französischen Liebespoesie (1806), eine Schutz-

schrift für die bedrohten Universitäten im Königreich Westfalen (1808) und in demselben Jahre eine Übersicht über die historische Litteratur der Deutschen in den letzten Jahren. Frau von Staël aber legte die Eindrücke, die sie in ihrem zweimaligen Aufenthalt in Deutschland gewonnen hatte, in dem Buche „Über Deutschland“ nieder, das einen Plan mit sicherer Hand ausführte, den Willers selbst gehegt hatte. Die Vorstudien hatte er gemacht, aber es war ihm nicht vergönnt, ein dauerndes Werk, ein Werk von gleicher Bedeutung zu hinterlassen, wie es der glänzenden Feder der Freundin gelang. Im Jahre 1810 legte Frau von Staël die letzte Hand an das Werk, das vorläufig noch nicht gedruckt werden durfte, und jetzt erst, im Mai dieses Jahres, nahm sie, nach Frankreich zurückgekehrt, den seit sechs Jahren abgerissenen Faden des Briefwechsels wieder auf. Ihre Vorwürfe sind jetzt nicht ganz verstummt, aber es ist eine resigniertere Tonart, und wiederum ruft sie ihn in ihre Nähe. „Kommen Sie nicht diesen Sommer nach Paris? Wären Sie hier, würde ich Ihnen mein Buch vorlesen, Sie dürften daran ändern, was Sie wollten. Wenn Sie hier wären, müßten Sie darauf gefaßt sein, daß ich Sie aufs neue liebe, aber das ist eben vielleicht der Grund, weshalb es nicht der Fall ist.“ Im August wiederholt sie von Coppet aus die Einladung: „Mein Haus wird, wenn Sie wollen, das Ihrige sein.“ Dabei immer die Versicherung ihrer Achtung, ihrer Bewunderung, ihrer Liebe trotz dem, was er ihr angethan hat. Und obwohl er wiederum stumm bleibt, schreibt sie ihm wieder und wieder vom Schicksal ihres Buchs, wünscht Nachrichten von Frau Rodde, von seiner Familie, schickt ihm ihr Buch, als es endlich gedruckt ist, bittet ihn um Nachricht über dessen Aufnahme in Deutschland und kündigt ihm im April 1814 aus London an, daß sie ihn im nächsten Jahre in Göttingen besuchen werde. „Meine Complimente an Frau von Rodde; ich werde die Ehre haben, ihr im Sommer nächsten Jahres meine Tochter vorzustellen, sie wird dann siebzehn Jahre alt sein, und ich hoffe, sie wird Ihnen gefallen.“

Als Willers diesen Brief erhielt, war ein graufames Schicksal über ihn hereingebrochen. Frau von Staël hatte geschrieben, wenn sie ihm irgend einen Dienst erweisen könne, so möge er über sie wie über eine Schwester verfügen. Die Gelegenheit dazu war da. Willers war im Jahre 1810 von der westfälischen Regierung zum Professor an der Universität Göttingen ernannt worden; jetzt, im Frühjahr 1814, war es eine der ersten Regierungshandlungen der Engländer, daß er, der zu den beliebtesten Lehrern der Universität gehörte, der sein Vaterland für Deutschland hingegeben, dem sein mutvolles Eintreten für die Hansestädte Davousts Haß und Verfolgung zugezogen hatte, seines Amtes entsetzt, ja des Landes verwiesen wurde. Wen die Schuld für diese That schreienden Undanks trifft, ist bis heute nicht völlig aufgeklärt. Es macht aber dem Herzen der Frau von Staël alle Ehre, daß sie, die damals in London im Exil lebte, alles that, was in ihren Kräften war, dieses Geschick

von dem Freunde abzuwenden, der sie verschmäht hatte, und dem sie unverändert ihre Gefinnungen bewahrte. Und jetzt mochte sie mit größerer Zuversicht auf den Erfolg ihrer erneuten Aufforderung rechnen: „Kommen Sie nach Frankreich zurück, ach Frankreich — das fehlte noch, daß die Tyrannei es an die Fremden auslieferte!“ Wie Frau von Staël, so rief ihn auch Benjamin Constant nach Paris und zeigte ihm die lockendsten Aussichten. Wirklich scheint er damals eine neue Reise nach Paris geplant zu haben. Aber sie ist nicht ausgeführt worden. Villers hat sich nicht mehr von Deutschland getrennt. Wenigstens seine Verbannung wurde infolge seiner Beschwerden und der Fürsprache seiner Gönner wieder aufgehoben, in sein Amt ist er aber nicht wieder eingesetzt worden, und die Kränkung, die man ihm zugefügt hatte, hat er nicht mehr verschmerzt. Ohne Zweifel hat sie zu seinem frühen Ende beigetragen. Er war fünfzig Jahre alt, als er am 26. Februar 1815 einem Schlaganfall erlag.

Es ist das Verdienst einer kürzlich erschienenen Schrift,*) das Andenken des trefflichen Lothringers wieder erneuert und namentlich darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß für das Verhältnis von Villers zu Frau von Staël das vorhandne Briefmaterial noch nicht ausgenutzt worden ist. Die Briefe selbst sind ja längst veröffentlicht in der bekannten Islerschen Sammlung, aber es ist wahr, daß in Sanders sonst so sorgfältigem Artikel über Villers in der Allgemeinen Deutschen Biographie dieses Verhältnis gar nicht, in dem dreibändigen Werke der Lady Glennerhasset über Frau von Staël nur leicht berührt ist. Sonst ist übrigens das Buch von Ulrich nur eine Wiederholung dessen, was über Villers schon veröffentlicht und bekannt ist. Eine eigentliche Biographie müßte sich auf eine ausgiebigere Benutzung gedruckter und ungedruckter Quellen stützen. Es scheint, daß namentlich die Briefe von Villers an seinen Bruder in Rußland zur Ausfüllung des biographischen Rahmens herbeizuziehen wären. Freilich sind die intimern Stücke aus der Korrespondenz, die nach dem Tode der Frau Rodde der Hamburger Stadtbibliothek übergeben wurden, ausgeschieden worden. Von dem Umfang des litterarischen Verkehrs, den Villers nach allen Seiten unterhielt, bekommt man aus der neusten Studie keinen Begriff. Es fehlt auch nicht an schiefen Urteilen, so über das Verhältnis von Villers zu Reinhard, dem französischen Gesandten am westfälischen Hof. Als ob Reinhard, im Gegensatz zu Villers, kein Interesse an der Erhaltung der westfälischen Universitäten gezeigt hätte (S. 54)! Bekanntlich ist das Gegenteil der Fall. Als ob Villers in Reinhard's Augen ein Schwärmer gewesen wäre, „den man nicht ernst zu nehmen brauche“ (S. 49)! Die Wahrheit ist, daß sich schon zu der Zeit, als Reinhard noch in Hamburg war, aus einem geschäftlichen Verkehr rasch ein sehr freundschaftlicher Gedankenaustausch entwickelte, wie denn Villers

*) Charles de Villers, sein Leben und seine Schriften. Von D. Ulrich. Mit Villers' Bildnis. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1899.

schon im Frühjahr 1803 drei Wochen als Gast im Reinhardtschen Hause zubrachte, und daß in der Kasseler Zeit diese Freundschaft für Willers von größtem Werte war. Denn Reinhard verschaffte ihm die Professur in Göttingen, wie er ihm in Paris gegen die Verfolgungen Davousts half. Eine Biographie durfte die Erwähnung des häufigen Verkehrs von Willers im Reinhardtschen Hause nicht vergessen, wo er am Weihnachtsfest und an Reinhardts Geburtstag nie fehlen durfte, und wenn er hier, im Hause des französischen Gesandten, zuweilen freundschaftliche Verwarnungen vor Übereifer und vor Unvorsichtigkeiten empfing, so war das in der westfälischen Zeit nur zum Vorteil dieser arglosen Gelehrtennatur. Auch dann, als nach vollzogener Einverleibung der Hansestädte in das napoleonische Weltreich Willers, gleich Reinhardts eiguem Schwiegervater Reimarus, die publizistischen Bemühungen für die Unabhängigkeit der Städte unermüdlich fortsetzte, was Reinhard nicht bloß für nutzlos, sondern geradezu für zweckschädlich hielt, und was ihm eine persönliche Verlegenheit war, auch dann ist eine Lockerung des persönlichen Verkehrs in keiner Weise eingetreten. Wenn Willers von Goethe ein Jupiter bifrons genannt wurde, so traf dieselbe Bezeichnung auch für Reinhard zu. Hier ein deutschgewordner Franzose, dort ein Franzose gewordner Deutscher. Bei ähnlichen Gesinnungen ein entgegengesetzter und doch verwandter Lebensgang, der ähnliche Lagen und Empfindungen schuf und die hervorbrechende Wärme erklärt, womit sich schon nach kurzer Bekanntschaft beide einander öffneten und die Maske einer zurückhaltenden Förmlichkeit abwarfen. Allerdings wird jeder Deutsche gern zustimmen, wenn Willers in einer seiner Beschwerdeschriften gegen die englisch-hannoversche Gewaltthat voll von edelm Unwillen einmal ausruft: „Mein Herz ist ganz deutsch, und mir scheint, daß ein Franzose, der in seinem Herzen deutsch wird, vorzuziehen ist einem Deutschen, der Franzose wird.“ w. s.



Der deutsche Volksgefang

Leibenbetrachtungen eines Arztes



as Wandern ist des Müllers Lust. Meinem Vater sehr zum Leid hatte mich dieser Satz schon auf der Schule gefangen genommen. Nicht nur, daß ich in den Ferien gern wanderte, nein, ich zog auch gern von einem Gymnasium zum andern, besonders wenn bei den Versetzungen die Herren Professoren über meine Wanderfähigkeit in eine höhere Klasse anders dachten als ich. Und ich hatte es nie zu bereuen. Man thut den tiefsten Blick in die Pädagogik, wenn man selbst als Versuchskaninchen für die verschiedenen Methoden